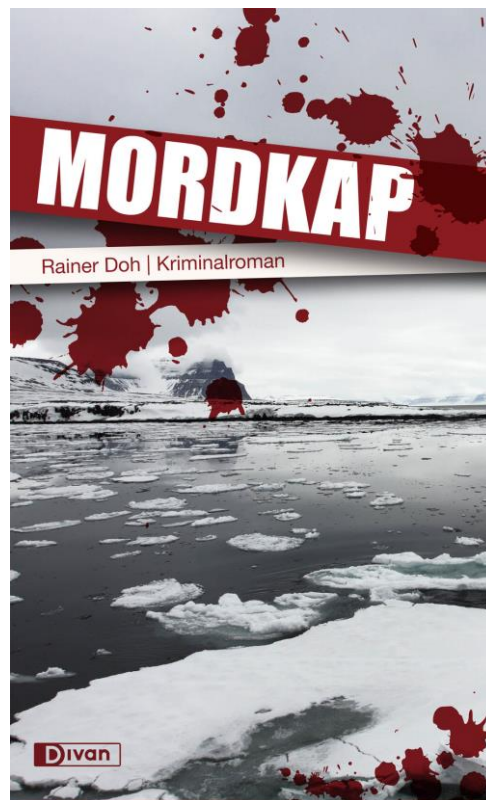


Unverkäufliche Leseprobe aus:

Doh, Rainer

Mordkap



Kriminalroman

Klappenbroschur, 240 Seiten

ISBN 978-3-86327-026-1

Preis: 16,90 €, E-Book: 6,99 €

März 2015

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© *Divan Verlag, Berlin*

1. Skjervøy

Am frühen Nachmittag hatte leichter Schneefall eingesetzt. Etwas später war Wind aus Nordost aufgekommen und im Lauf des Abends immer stärker geworden. Jetzt, eine Stunde vor Mitternacht, trieb ein Sturm den Schnee waagrecht durch die Bucht von Skjervøy. Vom Hurtigrutenkai aus waren mittlerweile weder die Lichter der Hafeneinfahrt zu erkennen noch die der Häuser, die sich im Halbrund der Bucht den Hang hinaufzogen. Unter den trüben gelben Lichtkegeln der drei Lampen am Dach einer Lagerhalle versuchte Bjørn Frugård, mit einem Schneepflug den etwa sechs Meter breiten und fünfundzwanzig Meter langen Streifen zwischen der Halle und der Kaimauer vom Schnee freizuhalten. Laut Fahrplan sollte die MS Midnatsol aus Tromsø kommend in den nächsten Minuten in Skjervøy eintreffen. Bei schlechtem Wetter war die Hurtigrute noch immer die schnellste Verbindung zwischen den kleinen Küstendörfern der Provinzen Nordland, Troms und Finnmark. Bei Winterstürmen wurde sie zur einzigen Verkehrsverbindung an der Küste, weil dann nicht nur lokale Schiffsverbindungen wie das Schnellboot, das zweimal täglich zwischen Tromsø und Skjervøy verkehrt, den Betrieb einstellten, sondern dann auch die kleinen Flugplätze der Küstenorte schlossen und Straßen unpassierbar wurden.

Zwischen den Gebäuden an der Hauptstraße tauchte ein Auto auf. Das Licht seiner Scheinwerfer strich für an den Häusern entlang, am Friedhof und an der weißen Holzkirche. Für einen Moment waren die Scheinwerfer von Oskar Stymnes leer stehendem Laden verdeckt, aber gleich darauf tauchten sie an der Ecke des Kulturhauses wieder auf, bogen von der Hauptstraße ab und schwenkten zum Hafen hinunter. Die Scheinwerfer gehörten zum einzigen Polizeiauto Skjervøys. Der Volvo-Geländewagen mit seiner markanten blau-weißen Lackierung suchte sich vorsichtig einen Weg über die schneebedeckte Fahrbahn. Schließlich hielt er am Hurtigrutenkai im Windschatten der Lagerhalle, einem grauen, rechteckigen Klotz aus

Fertigbauteilen – stabil, funktionell und hässlich, wie die meisten Bauten in Norwegens Häfen.

Arne Jakobson und Stig Dyrdal, die Beamten der Polizeistation Skjervøy, stiegen aus, warfen die Türen zu, liefen mit eingezogenem Kopf zur Halle hinüber und schlüpfen unter dem halb offen stehenden Rolltor hindurch. Bjørn hatte den Volvo kommen sehen. Er stellte den Schneepflug neben der Halle ab, kletterte aus dem Fahrerhaus und folgte den beiden Polizisten. Hinter sich ließ er das Tor herunter.

„Hei! Was macht ihr denn hier? Habe ich falsch geparkt?“, fragte er und streifte seine dicken Fäustlinge ab.

„Hei, Bjørn. Müsste sie nicht schon da sein?“, fragte Stig und deutete mit einer Kopfbewegung in Richtung Hafen.

„Sie kommt um zehn nach elf. Bei diesem Wetter ist das pünktlich. Die Temperatur ist seit heute Morgen um fünf Grad rauf, das gefällt mir gar nicht. Das bedeutet Sturm.“ Stig und Arne nickten. „Warum seid ihr hier?“, fragte Bjørn. „Wollt ihr etwa mitfahren? Nach Hammerfest? Heute Nacht noch? Na, dann viel Vergnügen. Da draußen geht es bestimmt schon hoch her.“

Die beiden Polizisten ließen sich nichts entlocken. „Hast du Fracht für die Midnatsol?“, erkundigte sich Stig und schaute sich in der Halle um. Ein halbes Dutzend Säcke mit Fischfutter stand herum, ein in Folien verpacktes Schneemobil, eine halbe Palette mit Lackdosen in verschiedenen Farben und, mit einer Plane abgedeckt, Ersatzteile für eine Autowerkstatt. Seit Jahren schon wandert der Frachtverkehr von der Hurtigrute auf die Straße ab, wo der Transport einfach billiger war.

„Das Zeug hier ist vorgestern schon ausgeladen worden. Nach Norden hab ich heute nichts. Passagiere sind auch keine da. Außer euch beiden. Falls ihr tatsächlich nach Hammerfest wollt.“ Bjørn lachte, aber weder Arne noch Stig lachten mit.

Arnes Mobiltelefon piepte. Er drückte auf die grüne Taste und nahm das Gespräch an. Es war Steffen Egeland, der Kommissar der Polizeidirektion in Tromsø.

„Ist sie schon da?“, fragte Steffen.

„Nein. Sie hat Verspätung“, antwortete Arne. „Aber wohl nur ein paar Minuten.“

„Ist der Arzt eingetroffen?“

„Nein, aber der wird sicher gleich kommen.“

„Gut. Er soll sich den Mann gleich in der Kabine anschauen. Und du musst dann mit den Passagieren und Besatzungsmitgliedern sprechen. Krieg raus, ob jemand etwas beobachtet hat.“

Das war neu, dass Arne auch noch Passagiere vernehmen sollte. „Es sind vermutlich ein paar hundert Leute an Bord“, sagte er.

Steffen sah die Sache ganz unkompliziert. „Rede mit den Leuten aus den Nachbarkabinen und mit denen, die im Restaurant mit ihm am Tisch saßen. Nur damit wir was für das Protokoll haben. Da es sich um einen Ausländer handelt, brauchen sie in Oslo einen ausführlichen Bericht, den sie an die Botschaft schicken können. Aber deswegen müssen wir uns nicht verrückt machen. Im Grunde ist es eine Formsache, verstehst du?“

Arne verstand. Möglichst wenig Arbeit investieren, ohne dass man es merkte. Im Grunde waren solche Vernehmungen ohnehin Aufgabe der Kriminalpolizei und nicht die der Polizeistation in Skjervøy. Deren Tätigkeit sollte sich in so einem Fall eigentlich darauf beschränken, die Örtlichkeiten mit einem weiß-roten Plastikband abzusperren und dafür zu sorgen, dass für die Kriminalpolizei immer genug heißer Kaffee zur Verfügung stand.

„Aber das kann trotzdem Stunden dauern“, wandte Arne ein. „Es ist spät. Die meisten Passagiere werden schon im Bett sein. Bis wir die alle auftreiben ...“

„Ist schon klar“, lenkte Steffen ein. „Die Midnatsol kann natürlich nicht in Skjervøy warten, bis sie aufstehen. Deshalb haben wir uns gedacht, dass es

das Beste ist, wenn du an Bord bleibst und einfach ein Stück mitfährst. Nur so lange, bis du mit der Untersuchung fertig bist.“

Das war schon wieder eine Neuigkeit. „Ich?“, fragte Arne. „Ich soll mitfahren?“

„Nur ein paar Häfen weit. Morgen kommst du gleich wieder zurück. Von uns kann derzeit keiner nach Skjervøy kommen. Du weißt selbst, wie das Wetter aussieht. Und es ist ja auch keine große Sache.“ Steffen machte eine Pause. „Rasmus meint, du könntest das bestimmt auch ohne uns durchziehen.“

„Das hat Rasmus gesagt?“ Rasmus Kjær war der Polizeichef der Provinzen Troms und Finnmark.

„Ja, er kennt dich vom Seminar in Bodø. Und er meint, dass du der richtige Mann für diese Aufgabe bist.“ Das Seminar in Bodø hatte vor zwei Jahren stattgefunden und sich mit Grundlagen moderner Ermittlungsarbeit beschäftigt. Arne hielt es für ausgeschlossen, dass sich Rasmus Kjær nach so langer Zeit noch an einen Dorfpolizisten aus Skjervøy erinnern konnte. Es gab in Troms und Finnmark immerhin ein paar hundert Polizisten. Rasmus und Steffen hatten vermutlich in ihrer Datenbank nachgesehen und rasch ein paar Informationen über ihn zusammengestellt.

„Es ist im Grund ganz einfach“, fuhr Steffen fort. „Du gehst an Bord, schaust dich um und redest mit den Leuten. Dann schreibst du einen Bericht, und spätestens in Honningsvåg gehst du wieder von Bord und fährst mit dem nächsten Schiff zurück. Morgen Abend bist du wieder zu Hause.“

Auch wenn das Wetter mehr als schlecht war, auch wenn die Kriminalpolizei in den nächsten Stunden unmöglich nach Skjervøy kommen konnte, mit Steffens Vorschlag würde die Polizeidienststelle Skjervøy ihre Zuständigkeit klar überschreiten. Andererseits – für jemanden, der Skjervøy so bald wie möglich verlassen wollte, für jemanden, der der Auffassung war, drei Jahre Dienst im dunklen Norden seien lange genug, für jemanden also, der unbedingt zurück nach Trondheim und dort

vielleicht selbst zur Kriminalpolizei wechseln wollte und der deshalb schon zweimal seine Versetzung beantragt hatte, für so jemanden bot diese Kompetenzüberschreitung die Chance, seine Fähigkeiten unter Beweis zu stellen. Oder zumindest auf sich aufmerksam zu machen. Immerhin bestand die Möglichkeit, dass sich Rasmus Kjær den Namen von diesem Jemand dann wirklich merken würde.

„Noch was“, sagte Steffen. „Hast du einen Fotoapparat dabei?“

„Selbstverständlich.“

„Wir brauchen von jedem Winkel der Kabine Fotos.“ Dieses Thema hatte Rasmus in seinem Grundlagenseminar fast zwei Tage lang ausgewalzt.

„Klar, mach ich“, sagte Arne und schaute zu Stig, der eine Grimasse schnitt.

„Sie kommt!“, rief Bjørn, der am Hallenfenster stand. Tatsächlich waren in Richtung Hafeneinfahrt durch das Schneetreiben die Scheinwerfer eines großen Schiffs zu erkennen.

„Ich muss Schluss machen, sie ist da“, sagte Arne zu Steffen. Im selben Moment war das Signalhorn der Midnatsol zu hören.

„Ist bis hierher zu hören“, sagte Steffen. „Also, ihr wisst, was zu tun ist. Wenn es ein Problem gibt, dann rufst du uns einfach an. Wir sind heute Nacht immer erreichbar.“

„In Ordnung.“ Arne schaltete das Telefon ab und steckte es in die Tasche seines Anoraks. Er trat neben Stig, der jetzt ebenfalls am Fenster stand.

„Die halten uns für Dorftrottel“, sagte Stig, ohne sich umzusehen. Er drückte die Stirn an die kalte Scheibe und versuchte, mit beiden Händen das Innenlicht abzuschirmen. „Ich sehe gar nichts“, sagte er. Die Scheinwerfer waren wieder verschwunden.

„Ihr seid ja blind“, raunzte Bjørn. Er setzte seine Mütze auf, zog die Arbeitshandschuhe an und ließ das elektrische Rolltor hochfahren.

Sie duckten sich alle drei unter dem langsam und quietschend nach oben fahrenden Tor hindurch und gingen auf den Kai hinaus. Das Schiff war tatsächlich nur noch wenige Meter entfernt. Es hatte sich fast lautlos an die Kaimauer herangeschoben und erhob sich nun riesenhaft über der

Lagerhalle – eine schwarz-rot-weiße, neun Stockwerke aufragende Wand aus Stahl, die den Kai auf fast hundertfünfzig Metern gegen den Schneesturm abschirmte.

Bjørn fuhr mit dem Gabelstapler zum Heck des Schiffs und nahm eine Leine auf, die ihm vom oben zugeworfen wurde. Er zog damit ein Tau vom Schiff zu sich herunter und legte die Schlaufe über einen Poller, dann kam eine zweite Leine, das zweite Tau, der zweite Poller. Während das Heck der Midnatsol sich die letzten Meter an die Kaimauer heranschob, fuhr Bjørn mit dem Gabelstapler schon zum Bug, um das Schiff auch dort festzumachen. Die riesigen LKW-Reifen, die als Puffer an der Kaimauer hingen, ächzten unter dem Druck der Schiffswand, dann lag die Midnatsol fest vertäut am Kai.

Schon während des Anlegens hatte sich das Tor für die Passagiere geöffnet und die Gangway wurde ausgefahren. Ein paar Meter weiter rechts wurde auch das große Ladetor hydraulisch nach oben geklappt. Zwei Matrosen machten den Frachtaufzug fertig, mit dem die Ladung drei Decks nach unten in den Rumpf des Schiffes gefahren werden konnte. Stig schlug den Kragen seiner Jacke hoch und ging zum Ladetor. Er rief den Matrosen etwas zu, aber sie konnten ihn nicht verstehen, weil Bjørn den Gabelstapler an die Rampe gefahren hatte und keine zwei Meter hinter Stig den Motor aufheulen ließ.

Arne war unterdessen die Gangway hinaufgelaufen. Oben an der Treppe empfing ihn ein Schiffsoffizier, ein junger Mann Ende zwanzig, blond, groß und dünn. Er hatte sich eine Daunenjacke über die Uniform gestreift.

„Ich bin Ole Henriksen, Sicherheitsoffizier der Midnatsol“, sagte er und gab Arne die Hand. „Du bist Arne Jakobson?“

„Ja, von der Polizeiwache hier in Skjervøy. Ich führe die Untersuchung an Bord durch. Das Wichtigste: Vorerst darf niemand das Schiff verlassen.“

„Geht klar. Die Kriminalpolizei aus Tromsø hat schon ein paar Mal bei uns angerufen.“

Arne verzog den Mund. „Nicht nur bei euch. Also, wo ist es?“

„Auf Deck 6. Komm mit, ich gehe voraus.“ Er führte Arne in das große, hell erleuchtete Atrium und von dort nach links zu einem der beiden gläsernen Aufzüge.

Gegenüber dem Eingang, vor der Rezeption der Midnatsol, stand eine Handvoll Passagiere mit Taschen und Koffern. Sie wollten in Skjervøy aussteigen und protestierten lautstark, als sie hörten, dass sie vorerst an Bord bleiben mussten. Da Skjervøy ein recht kleiner Ort war, kannte Arne alle persönlich. Ein rotblonder, untersetzter Mann mit einer Reisetasche über der Schulter hatte ihn kommen sehen und rief jetzt: „Arne, man lässt uns nicht von Bord gehen! Da musst du eingreifen.“

Aber Arne war schon hinter Ole im Lift, und während sie nach oben fuhren, sah er seine Mitbürger unter an der Rezeption hinter ihm herschimpfen. Er würde sich in den nächsten Tagen einiges anhören müssen.

„Wir haben natürlich nichts angerührt“, sagte Ole. „Die Kabine ist verschlossen, und wir haben sicherheitshalber einen Mann davor postiert.“

„Ist der Tote ein Tourist?“, fragte Arne.

„Ja, ein Deutscher. Er war seit Bergen an Bord.“

Der Lift hielt. Arne und Ole wurden von einer jungen Frau erwartet. Sie trug ebenfalls Uniform, war Anfang dreißig und hatte die dunklen Haare nach hinten gebunden. Arne vermutete, dass sie normalerweise ein fröhliches Gesicht hatte.

„Das ist Britta“, sagte Ole. „Britta Lund. Sie ist auf der Midnatsol für den Passagierbereich zuständig. Sie hat den Mann gefunden.“

Britta gab Arne die Hand und wollte etwas sagen. Aber sie schluckte nur und brachte nichts heraus.

„Alles okay mit dir?“, fragte Arne.

Britta räusperte sich. „Na ja. Es geht schon wieder. Das war ... das war ein ziemlicher Schock für mich.“ Sie räusperte sich noch einmal. „Ich habe ... so etwas ... noch nie gesehen. Im Fernsehen, aber nicht so aus der Nähe.“

Sie gingen, Ole voraus, hintereinander durch einen schmalen Korridor, auf dem zu beiden Seiten Kabinen lagen. Vor der drittletzten Tür auf der linken

Seite blieb Ole stehen. Ein Matrose in einem roten Overall lehnte an der Wand.

„Das ist Petter, er hat hier aufgepasst“, sagte Ole zu Arne, und zu Petter:

„War etwas Besonderes?“

Petter nickte Arne kurz zu und sagte: „Nein. Ein paar Mal sind Passagiere vorbeigekommen. Sonst war nichts.“

„Also, können wir?“, fragte Arne und sah Britta und Ole auffordernd an.

Britta musste sich sichtlich zusammennehmen. Sie holte tief Luft und gab Arne eine weiße Plastikkarte, ihre Universalschlüsselkarte, mit der sie alle Kabinen auf dem Schiff öffnen konnte.

„Mit dem Strichcode voraus“, sagte sie.

Arne steckte die Karte in den Schlitz am Türschloss, drückte die Klinke hinunter und drückte die Tür nach innen auf. In der Kabine brannte Licht. Arne gab der Tür einen Stoß, so dass sie zurück schwang und den Blick in die Kabine frei gab. Es war ein enger Raum, nicht viel mehr als vier Meter lang und etwa zwei Meter breit. Das rechteckige Fenster ging nach Steuerbord, auf die vom Kai abgewandte Seite. Vorne rechts, gleich neben der Türe befanden sich ein Schrank und ein in eine Kommode eingelassenes Tischchen, davor stand ein Stuhl, daneben eine Klappcouch, auf der eine zusammengelegte blaue Wolldecke lag. Rechts neben dem Eingang führte eine Tür in Dusche und Toilette, etwas verdeckt dahinter gab es einen weiteren schmalen Schrank und ein Bett.

Am Boden der Kabine lag ein Mann, den Kopf zur Seite gedreht, die Beine ausgestreckt und der rechte Arm war etwas angewinkelt. Er war mit einer grauen Jeans und einem hellblauen Hemd bekleidet. Arne sah sofort die große dunkelrote, fast schwarze Verletzung auf der rechten Schläfe. Und die Pistole in der rechten Hand des Mannes.

Arne holte Gummihandschuhe aus seiner Jackentasche und streifte sie über. Er trat ein paar Schritte in den Raum, ging in die Hocke und beugte sich über den Mann. Da er keinen Atem feststellen konnte, tastete er mit zwei Fingern nach der Halsschlagader. Er hatte nicht damit gerechnet, noch

einen Puls zu finden, aber das war das korrekte Vorgehen beim Auffinden einer Leiche, und so hatte er es auf der Polizeischule gelernt. Er sah sich die Schusswunde genauer an. In der Mitte des Blutflecks, etwa so groß wie ein Zehnkronenstück, war das Blut fast schwarz. Kein schöner Anblick.

Er richtete sich wieder auf und schaute zu Britta und Ole hinüber, die noch in der Tür standen. Arne nickte. „Tot“, sagte er lapidar. Die Todesursache lag auf der Hand: Der Mann hatte sich erschossen. Selbstmord – oder, wie es amtlich hieß: Suizid. So würde es Arne auch in seinen Bericht schreiben. Soweit er es ohne kriminaltechnische Untersuchung feststellen konnte, gab es keine Anzeichen für eine Fremdeinwirkung. Der Mann hielt die Waffe noch in der Hand, der Schuss schien aus nächster Nähe abgegeben worden zu sein. Der Tote befand sich in keiner unnatürlichen Stellung, und in der Kabine wies nichts auf eine mögliche Beteiligung Dritter hin. Jetzt musste er nur noch einen Abschiedsbrief finden und der Fall wäre erledigt. Es war tatsächlich alles Routine, auch wenn es an Bord eines Hurtigruten-Schiffes passiert war.

Es war nicht der erste Mal, dass Arne einen Selbstmord zu untersuchen hatte. Viele Fälle waren es nicht gewesen, aber oben im Norden war Suizid keine so seltene Todesart. Vor einem halben Jahr erst hatten Arne und Stig auf der Insel Arnøy einen Bauern gefunden, der sich in seinem Stall erhängt hatte, nachdem seine Frau mit den Kindern nach Oslo gezogen war. Und in Gråsand hatte im letzten Winter eine Frau zwei Schachteln Schlaftabletten geschluckt; ein Nachbar hatte die Polizei alarmiert, Arne und Stig hatten das Haus aufgebrochen und die Frau in ihrer Küche gefunden. Und zwei Winter davor hatte sich Jon Åge Selbekk, der Lehrer, mit dem Auto umgebracht; er war am Kåfjord gegen die Einfahrt eines Tunnels gerast. Es hatte zuerst wie ein Unfall ausgesehen, aber Selbekk hatte einen Abschiedsbrief an den Pfarrer von Norreisa geschickt. Die Frau aus Gråsand hatte keinen Abschiedsbrief hinterlassen, jedenfalls hatten Arne und Stig das Haus von oben bis unten durchsucht und nichts dergleichen gefunden.

Leute aus dem Süden behaupteten immer wieder, es sei die lange Zeit der Dunkelheit, die die Menschen im Norden depressiv machen würde.

Psychologen der Universität Tromsø hatten das untersucht, aber keine Belege dafür gefunden. Vielleicht stimmte es ja trotzdem. Nicht jeder war für das Leben jenseits des Polarkreises geeignet, nicht jeder steckte die lange Polarnacht so einfach weg, wenn von Anfang Dezember bis Ende Januar die Sonne nicht mehr zu sehen ist, und auch davor und danach war es wochenlang nur für wenige Stunden am Tag hell. So viel Licht kann man im Sommer, wenn es für ein Vierteljahr nicht mehr dunkel wird, gar nicht aufnehmen. „Wer dort nicht depressiv wird, der säuft“, hatte Arnes Vater über den hohen Norden behauptet. Bei manchen kam beides zusammen. Das waren jene, die Arne und Stig dann irgendwo in einem Straßengraben aufsammeln mussten. Andere gingen jeden Tag ins Sonnenstudio oder wenigstens einmal in der Woche, man erkannte diese Leute leicht an ihren braunen Gesichtern. Am besten hatte es Arnes Nachbar Geir Vaular, der Ende Oktober seinen Laden am Hafen zusperrte und für fünf Monate zu seinem Sohn nach Los Angeles zog. Der Verkauf von Zubehör fürs Segeln und Tauchen war im Winter sowieso ein schlechtes Geschäft.

Arne hatte sich selbst nie an die lange Dunkelheit gewöhnen können, obwohl er nun bereits seit vier Jahren in Skjervøy lebte. Vor allem die Wochen im Februar erschienen ihm in jedem Jahr unerträglich langsam zu vergehen. Manchmal rief er dann seine Schwester in Trondheim an, nur um sich zu vergewissern, dass es wenigstens dort richtig hell war. Trotzdem glaubte Arne nicht so recht daran, dass es die Dunkelheit war, die die Leute aus dem Leben trieb. Da war in der Regel auch noch anderes passiert – Eheprobleme, zerbrochene Familien, keine Aussicht auf einen geregelten Lebensunterhalt, Drogen, Alkohol. All die Dinge, die neben dem Verkehrswesen einen Großteil von Arnes Arbeit ausmachten. „Das passiert alles auch in Oslo“, sagte Stig dazu.

Arne fragte sich, was diesen Touristen in den Tod getrieben haben konnte. Eine Urlaubsreise war nicht das typische Szenario für Selbstmord,

umbringen kann man sich schließlich auch daheim. Freut man sich nicht auf so eine Reise? Aber vielleicht schafft man es dann doch nicht, das Zuhause ganz abzuschütteln. Oder hatte der Mann die Reise schon mit dem Vorhaben angetreten, unterwegs Selbstmord zu begehen? Weshalb? Geldsorgen, Eheprobleme, eine Krankheit, Depressionen, alles war möglich, doch ohne Abschiedsbrief gab es für nichts einen Anhaltspunkt. Ohne die persönlichen Verhältnisse des Toten zu kennen, war das nicht zu entscheiden, aber es war sicher nicht die Aufgabe der Polizei von Skjervøy, das herauszufinden. Vermutlich war es nicht einmal die Aufgabe der norwegischen Polizei, zu ermitteln, weshalb sich ein deutscher Tourist auf einem Hurtigruten-Schiff das Leben genommen hatte. Letzten Endes würden das die Kollegen in Deutschland klären müssen.

Arne stand wieder auf und sah sich in der Kabine um. Es war anzunehmen, dass der Abschiedsbrief, sofern es einen gab, offen herumlag, zumindest leicht zu finden war. Niemand schrieb einen solchen Brief, um ihn dann zu verstecken. Aber auf der kleinen Schreibkonsole lag kein Brief und auch nicht auf dem runden Nachttischchen, auf dem sich nur ein Zettel mit dem Fahrplan der Hurtigrute befand. An einem Garderobehaken hing ein dunkelblauer Anorak mit Kapuze. Arne fasste in die Taschen des Anoraks, doch außer einem Paar Handschuh und einer Packung Papiertaschentücher fand er nichts. Er musste die Kabine gründlich durchsuchen, vor allem das Gepäck, aber dafür war später noch Zeit. Zuerst zog er eine kleine Digitalkamera aus seiner Jackentasche und fotografierte den Toten aus verschiedenen Richtungen. Dann trat er zwei Schritte zurück und fotografierte die Kabine. Tromsø würde an seiner Ermittlungsarbeit nichts zu beanstanden haben.

Arne beugte sich wieder über den Toten und nahm ihm vorsichtig die Pistole ab. Der Zeigefinger lag noch im Abzug, aber die Waffe ließ sich überraschend leicht aus der Hand ziehen. Arne hielt sie mit zwei Fingern hoch – es war eine Beretta, Kaliber neun Millimeter. Es stellte sich die Frage, woher der Tote diese Pistole hatte. Wenn er sie mitgebracht hatte,

konnte er nicht mit dem Flugzeug nach Bergen gekommen sein, denn es war mittlerweile so gut wie unmöglich, eine Waffe in einem Flugzeug mitzunehmen, auch nicht im aufgegebenen Gepäck. Falls er die Pistole nicht in Norwegen gekauft hatte, musste der Mann also auf dem Landweg mit der Bergenbahn angereist sein. Arne drehte sich zu Britta um. „Wisst ihr, auf welchem Weg die Passagiere zu euch kommen?“, fragte er.

„Das ist im Computersystem gespeichert, sofern die Leute An- und Abreise über die Hurtigrute gebucht haben. Wenn sie individuell anreisen, wissen wir es nicht.“

„Kannst du das für mich herausfinden?“

„Klar, mach ich.“

Arne sicherte die Pistole und steckte sie in einen Plastikbeutel, den er mit einer Klammer verschloss und auf dem kleinen Schreibtisch ablegte.

Er durchsuchte die Taschen des Toten. In der Hosentasche fand er eine Geldbörse; sie enthielt fünfhundert Euro in Scheinen, und etwa tausend norwegische Kronen in Scheinen und Münzen, dazu zwei Kreditkarten und einen Ausweis für die städtische Bibliothek in Darmstadt. Im Schrank hing eine Jacke, in der Arne eine Briefftasche mit einem deutschen Personalausweis sowie einem zerknitterten Führerschein fand. Arne steckte alles in Plastiktüten, verschloss sie mit einem Klebestreifen und legte sie auf dem Schreibtisch ab.

Dann kniete er sich neben den Toten und tastete mit der flachen Hand den Boden ab. Er musste nicht lange suchen – das kleine Metallstück war unter den Fuß des runden Tischchens gerollt. Arne hob es mit zwei Fingern auf und hielt es ans Licht: Es war eine leere Patronenhülse, der Durchmesser war etwas größer als bei den Patronen seiner Dienstwaffe, also vermutlich Kaliber neun Millimeter. Das passte ebenfalls. Arne stand auf, steckte die Patronenhülse in eine weitere Plastiktüte und legte sie zu den anderen.

„Du hast ihn genauso gefunden?“, wandte Arne sich an Britta. Sie stand noch mit Ole vor der offenen Kabinentür stand und schaute ihm mit einer Mischung aus Interesse und Grausen bei der Arbeit zu.

„Ja, genau so. Ich habe nichts angefasst. Ich habe ja gesehen, dass er tot war.“

„Und das Licht in der Kabine war an?“

„Ja, die Karte steckt noch.“ Britta zeigt auf das kleine Kästchen neben der Türe in dem die Schlüsselkarte steckte. Nur wenn diese Karte nach dem Betreten der Kabine in das Kästchen gesteckt wurde, ließ sich in der Kabine das Licht einschalten. Arne ging zur Tür und zog die Karte heraus. Sofort ging das Licht aus. Er machte einen Schritt auf den Gang hinaus, hielt die Karte ins Licht und las den unter der Kabinennummer aufgedruckten Namen: „Gunter Bertram – ist er das?“, fragte er.

„Ja, das ist er“, antwortete Britta. Sie zog einen Computerausdruck aus der Seitentasche ihrer Uniformjacke und las die Daten ab: „Gunter Bertram aus Darmstadt. In Deutschland, 52 Jahre alt. Er war seit Bergen an Bord und hat die Reise nordgehend bis Kirkenes und anschließend südgehend bis Trondheim gebucht.“

„Und zwischen Tromsø und Skjervøy erschießt er sich“, ergänzte Arne und schüttelte den Kopf. Seltsam – dass jemand durch halb Europa fuhr, um sich umzubringen.

2. Berlin

Leipold hatte sich noch im Hubschrauber einen Lagebericht geben lassen. Dann aber hatte am Landeplatz kein Wagen gewartet, sodass er sich dort über eine halbe Stunde die Beine in den Bauch stehen musste. Es war schließlich fast ein Uhr, als er endlich im Amt eintraf. Er stürmte grußlos in das Besprechungszimmer, warf seinen Mantel über einen leeren Stuhl und seine Mappe auf den Konferenztisch und ließ sich in einen Drehsessel fallen. Er seufzte tief und fuhr sich mit beiden Händen durch das lichte Haar.

„Mannomann“, stöhnte er. „Heute geht wohl alles schief.“ Er schüttelte sich wie ein nasser Hund und fragte: „Neues seit den letzten Hiobsbotschaften?“

Er zerrte sich seine Krawatte vom Kragen und warf sie in Richtung seines Mantels.

Am Tisch saßen seine Mitarbeiter Thomas Krollmann und Stephan Jänschke, vor sich eine große Landkarte von Nordskandinavien.

„Vor zwanzig Minuten sind sie weitergefahren und haben wie vorgesehen Kurs auf Hammerfest genommen“, sagte Krollmann und deutete auf die Karte.

Leipold beugte sich vor und folgte Krollmanns Finger mit den Augen. „Die fahren also einfach weiter?“ Er konnte es nicht glauben. Er war sich sicher gewesen, dass die Midnatsol im Hafen bleiben würde, zumindest bis die Kriminalpolizei eintraf, um die Angelegenheit zu untersuchen. Dann hätte die Hoffnung bestanden, dass man alles noch einmal hätte hinbiegen können. Dass die Sache noch einigermaßen glimpflich abgehen würde. Für das Amt. Und für ihn.

Krollmann verzog das Gesicht. „Ja, so ist es. Leider. Sie haben die Leiche an einem Ort namens ...“ Er musste den Namen in seinen Unterlagen nachschlagen. „... Skjer-Vøy ausgeladen. Und jetzt fahren sie weiter. Offenbar wollen sie den Fahrplan einhalten.“

„Pah, Fahrplan. Das glaubt man doch nicht, oder?“, fragte Leipold in die Runde. „Unfassbar.“

„Polizei ist an Bord.“

„Polizei? Ein Einsatzkommando?“ Polizei existierte für Leipold nur als Einsatzkommando und Militär als Eingreiftruppe.

„Von wegen“, sagte Krollmann. „Ein einzelner Dorfpolizist. Aus diesem ... Dings ... S-k-er-ö ... Herrgott, das kann sich doch kein Mensch merken ... Na, aus diesem Hafen eben.“

„Ein einziger Mann? Von der Ortspolizei? Na, die haben Nerven, die Norweger. Nerven wie Stahlseile.“ ‚Nerven wie Stahlseile‘ war einer von Leipolds bevorzugten Ausdrücken, an seiner früheren Dienststelle im BKA hatte jemand eine Liste über seine Redensarten geführt. Drei DIN-A-4-Seiten waren es geworden.

Leipold schnaubte verächtlich. „Na, schlimmer konnte es wohl nicht kommen. Ausgerechnet Fischer. Ich hab ihm eigentlich mehr zugetraut ... na ja.“ Er winkte resigniert ab. „Und was machen wir jetzt?“ Er schaute in die Runde, aber alle zuckten mit den Schultern. Er hatte nicht ernsthaft eine Antwort erwartet.

„Vielleicht sollen wir jetzt doch die Norweger informieren?“, fragte Jänschke vorsichtig.

„Kommt gar nicht in Frage“, wehrte Leipold schnell und scharf ab. „Wenn die Sache schiefgeht, und das können wir nach derzeitigem Stand ja nicht mehr ausschließen, dann ist es besser, wenn so wenig Leute wie möglich involviert sind. Das wollen wir mal schön auf ganz kleiner Flamme kochen. Ganz davon abgesehen – bevor ich mit den Norwegern sprechen kann, müsste ich den Präsidenten informieren, und er würde dann den Staatssekretär ... Und was das heißt, brauche ich ja nicht zu erläutern.“

Ein untersetzter Mann Mitte vierzig kam mit einem Notizblock in der Hand ins Zimmer und setzte sich wortlos an den Tisch. Er nickte Leipold nur kurz zu.

„Was Neues, Doktor Schneider?“, fragte Leipold erwartungsvoll, ohne den Gruß zu erwidern. Er hatte die Hoffnung auf gute Nachrichten noch nicht völlig aufgegeben.

Schneider schüttelte den Kopf. „Nein. Leider nicht. Außer dass die Polizei seekrank ist und kotzt.“

„Die Polizei?“

„Der Beamte, der in Skjervøy an Bord gegangen ist.“ Schneider sprach Skjervøy als erster richtig aus: Scherwoi. Niemand außer ihm verstand das Wort.

„Wo?“

„Scherwoi“, wiederholte Schneider und zeigte auf die Karte. „Der Hafen, in dem die Polizei an Bord ist. Dieser eine Beamte. Und jetzt ist ihm schlecht und er kotzt sich die Seele aus dem Leib. Windstärke neun, Wellen von vorn. Tja.“

„Woher wissen Sie das?“

„Der Kapitän hat es vorhin seiner Reederei erzählt.“

„Hören wir da mit?“, fragte Leipold.

„Selbstverständlich. Wir haben Zugang zum Server der norwegischen Seefunkstelle. Hellmann hat das organisiert, wir dürfen mithören.“

„Und woher weiß es der Kapitän? Das mit dem Kotzen.“

„Hat er nicht gesagt. Vermutlich eine Überwachungskamera.“

„Auf dem Klo?“

„Oder im Gang. Wo auch immer gekotzt wird.“ Jänschke und Krollmann lachten.

„An Bord bringen sich die Leute um, und die schauen sich im Video an, wie die Polizei kotzt. Warum haben sie den Täter nicht gesehen?“

„Weil die Kabinen nicht überwacht werden. Außerdem glauben alle, dass es Selbstmord war.“

„Selbstmord?“

„Na ja, wenn man jemanden mit einem Loch im Kopf und einer Beretta in der Hand findet, denkt man zuerst an das Naheliegende.“

„Und das Naheliegende soll Selbstmord sein?“

„Für normale Leute schon.“

Leipold schüttelte wieder den Kopf. Alles ging schief. Wenn er jetzt nicht höllisch aufpasste, konnte ihn die Sache den Kopf kosten. Und das fünf Jahre vor dem Ruhestand. Vier Jahre und zehn Monate. Er hätte sich nie darauf einlassen dürfen, kurz vor sechzig noch zu einem Karrieresprung anzusetzen, das war unverantwortlich. Zumindest in diesem Amt. Im Bundeslandwirtschaftsamt ginge das vielleicht. Oder im Finanzministerium. Aber nicht im Sicherheitsbereich.

Eine längere Pause entstand, während der jeder in der Runde auf die Tischplatte starrte. Eine rechteckige, weiß laminierte Platte auf einem schwarzen Metallgestell. Abwaschbar, strapazierfähig, robust. Billigware, vermutlich aus Polen, wo heute alle Tische herkamen. Diese hier waren vom Amt en gros beschafft worden, überall standen sie herum, in jedem Büro

und im Magazin. Überall, außer auf der Leitungsebene, dort gab es richtiges Holz. Dieser Tisch hatte nicht mal achtzig Euro gekostet, wenn sich Leipold recht erinnerte. Das konnte man aber nachprüfen, die Unterlagen mussten noch vorhanden sein. Obwohl diese Tische nun auch schon acht oder neun Jahre alt waren. Oder sogar schon zehn? Wie auch immer: Die Tische würden sich im Amt länger halten als er selbst.

Schneider räusperte sich. „Und nun? Was unternehmen wir?“

Leipold richtete sich kerzengerade auf. Jetzt waren Führungsqualitäten gefragt. „Wen haben wir da oben?“

„Nur das Büro in Oslo. Die Kollegen vom BND haben jemanden in Bodø“, sagte Krollmann.

„Na also!“, rief Leipold. „Das ist doch gleich um die Ecke. Das machen wir auf dem kleinen Dienstweg. Ich ruf schnell bei Rittner an, der ist uns ohnehin einen Gefallen schuldig. Er soll seine Leute gleich losschicken!“ Er griff zum Telefonhörer.

Krollmann schüttelte den Kopf. „Bringt nichts. Keine Chance, rechtzeitig hinauf ans Eismeer zu kommen. Schon gar nicht bei dem Wetter. Die Flugplätze sind da oben seit heute Mittag geschlossen.“

Leipold hielt den Hörer in der Hand und startete noch einen Versuch. „Es gibt Straßen, meine Herren!“ Er legte wieder auf, erhob sich, nahm seine Brille ab, steckte einen der Bügel in den Mund und beugte er sich über die Landkarte. „Dieses Bodø ... das ist doch gar nicht so weit weg.“ Er nahm den Bügel der Brille aus dem Mund und klopfte damit auf die Karte.

„Das täuscht, Herr Leipold, das täuscht gewaltig“, sagte Krollmann nüchtern. „Von Bodø bis Hammerfest sind es auf der Straße fast tausend Kilometer.“

„Tausend Kilometer?“ Auf der Karte sah es gar nicht so weit aus, wahrscheinlich übertrieb Krollmann wieder einmal. Der war einer dieser notorischen Bedenkenräger und saß schon viel zu lange im Amt herum. Der gehörte mal wieder in den Außendienst.

„Von Hammerfest bis Kirkenes dann noch einmal vierhundert“, legte Krollmann nach. „Es gibt dort keine Autobahn. Da würde man schon im Sommer zwei, drei Tage brauchen.“

„Und außerdem – wissen Sie, wer der Mann in Bodø ist?“, schaltete sich Jänschke ein. „Böskamp. Das ist ein Verwaltungsfachmann, Spezialgebiet Reisekostenabrechnung. Ich habe ihn mal in Lissabon erlebt ...“ Jänschke winkte ab. „Bitte nicht noch einmal.“

„Aber die Amerikaner, die müssten doch da oben Leute haben“, mischte sich nun Schneider ein. „Die sitzen doch überall. Vielleicht, dass ...“

Leipold machte eine hilflose Geste. „Wie stellen Sie sich das vor, Doktor Schneider? Soll ich mich ans Telefon setzen und sagen: Freude, bei uns ist mal wieder was in die Hose gegangen – könnt ihr uns aus der Patsche helfen? Und ohne den Präsidenten geht sowieso gar nichts.“ Leipold wandte sich an Krollmann. „Und wenn Sie versuchen, sich irgendwie durchzuschlagen, Kollege Krollmann? Wenn Sie hinfliegen und die Sache selbst in die Hand nehmen? Mit der Flugbereitschaft? Denen macht doch ein bisschen Sturm nichts aus.“

„Na ja, ich kann mich schon auf den Weg machen“, sagte Krollmann und lehnte sich zurück. „Daran soll’s nicht scheitern. Aber ich kann das unmöglich rechtzeitig schaffen. Das Schiff läuft in vier Stunden Hammerfest an, und wie gesagt: Die Flugplätze sind noch geschlossen. Realistisch wäre morgen Vormittag in Kirkenes, da dreht das Schiff um und fährt zurück in Richtung Bergen. Ja, ich denke, Kirkenes wäre zu schaffen.“

„Na prima. Das ist doch eine positive Perspektive!“, rief Leipold. „Worauf warten Sie noch?“

„Aber die Frage ist doch: Was macht Kollege Krollmann, wenn er vor Ort ist?“, wandte Jänschke ein. „Er hat ja selbst keine Kontakte dort und muss praktisch bei Null anfangen. Wie soll das in der Kürze der Zeit gehen? Da ist es doch besser ist, wenn niemand von uns dort auftaucht. Dann kann niemand Schlüsse ziehen. Dann haben wir mit der Sache einfach nichts zu tun.“

„Auch wieder wahr“, gab Leopold zu. „Ich möchte mich ungern vom Präsidenten fragen lassen, warum wir einen Flieger nach diesem ...“ Er beugte sich wieder über die Karte. „Kirkenes geschickt haben. Vor allem, wenn die Kacke am Dampfen ist.“ Er ergänzte seine drastische, mit dem Sprachgebrauch des Amtes nicht konforme Ausdrucksweise durch eine erwartungsvolle Pause und schaute dabei jeden Teilnehmer der Runde auffordernd an.

„Kacke trifft es gut“, sagte Jänschke ernst.

„Dampfen auch“, sagte Schneider, ebenfalls ohne jede Andeutung eines Lächelns. Weitere Anregungen kamen nicht.

Leopold atmete tief durch. „Mannomann. Dann können wir also gar nichts machen? Nur Daumen drehen?“

„Und wenn wir den Russen einen Tipp geben?“, fragte Schneider vorsichtig.

„Zu denen haben Sie doch immer ganz gute Verbindungen.“

Leopold stöhnte auf. „Sie sind ein Witzbold. Hören Sie bloß auf, wenn das herauskommt, dann können wir hier alle einpacken. Nein, nein, kommt überhaupt nicht in Frage.“

„Also doch Daumen drehen?“

„Wenn niemand eine bessere Idee hat ... Aber wir sollten zumindest versuchen, auf dem Laufenden zu bleiben. Mithören, was die so quatschen, auf diesem Schiff. Doktor Schneider, können Sie das wieder übernehmen?“

„Solange der Dolmetscher noch wach ist, kein Problem.“

„Ah, stimmt, die reden ja alle Norwegisch. Hab ich ganz vergessen. Spricht denn von uns keiner Norwegisch?“

„Nur der Kollege Fischer.“

„Ja, dann soll das doch Fischer ...“ Leopold schaute irritiert auf. Alle anderen Teilnehmer der Runde sahen verlegen auf die Tischplatte. Leopold wurde rot. „Ach ja ... ach so ... ja, genau ... Also, Doktor Schneider, bleiben Sie trotzdem dran? Und wir treffen um fünf wieder hier?“

„Um sieben“, sagte Schneider. „Da wird es da oben wieder hell.“

Leopold nickte resigniert. „Gut, also um sieben.“

3. Pasvik

Am Morgen hatte es eine Zeitlang so ausgesehen, als würde sich das Wetter bessern. Der Wind hatte sich gelegt und im Osten zeigte sich sogar ein heller Streifen Licht, ungefähr dort, wo im Lauf des Vormittags die Sonne aufgehen würde. Aber dann hatte es wieder zu schneien begonnen, nicht mehr so stark wie an den Vortagen, aber gerade genug, um die Spuren des Schneemobils, mit dem Aleksej Worochinskij auf dem zugefroren Pasvik in Richtung Süden fuhr, in weniger als einer Viertelstunde völlig verschwinden zu lassen.

Mit zunehmender Entfernung vom Meer wurde es kälter. Bei Kirkenes waren es noch fünf Grad minus gewesen, nun, keine zwanzig Kilometer landeinwärts, war die Temperatur schon auf zwölf Minusgrade gefallen. Noch weiter im Inland, in Pajakosk oder jenseits der Grenze, in Ivalo oder in Karasjok, herrschten auch tagsüber minus dreißig Grad – wobei „tagsüber“ ohnehin eine beschönigende Beschreibung für die paar Stunden trüben Lichts war.

Worochinskij hielt sich in der Flussmitte, weder das eine noch das andere Ufer war von hier aus zu sehen. Außer Weiß und Grau war überhaupt nichts zu erkennen, die Schneefläche, die den Fluss bedeckte, ging ohne erkennbare Begrenzung in den grauweißen Himmel über. Früher hatten Menschen in diesem konturlosen Nichts schnell die Orientierung verloren, waren tagelang im Kreis gelaufen und trafen, wenn sie Glück hatten, irgendwann auf ihre eigenen Spuren. Worochinskij war nicht auf gute Sicht angewiesen. Er hielt sich an die Angaben des GPS-Geräts, das er mit Klebeband am Lenker des Schneemobils angebracht hatte. Viel wichtiger als selbst etwas zu sehen, war für ihn, dass er vom Ufer aus nicht auszumachen war, weder von der norwegischen und schon gar nicht vor der russischen Seite.

Nachdem er rund eine halbe Stunde durch das Weiß gefahren war, zeigte das Display des GPS-Geräts die gespeicherte Richtungsänderung an. Hier, ein gutes Stück vor der Ortschaft Salmijarvi, musste er den Fluss verlassen. Bei gutem Wetter hätte man von Salmijarvi aus die drei riesigen Schlote der Industrieranlagen von Nickel, der westlichsten Stadt Russlands auf der Kola-Halbinsel, sehen können. Worochinskij durfte nicht weiter nach Süden fahren, denn ab hier waren die Ufer dichter besiedelt und immer wieder Fischer auf dem Fluss unterwegs. Und man traf auf russische Grenzpatrouillen, die darauf lauerten, Schmuggler, die hier in beiden Richtungen unterwegs waren, abzupassen und von ihnen eine mehr oder weniger hohe „Aufwandsentschädigung“ zu kassieren. Für diesen Fall hatte Worochinskij zwar Geld eingesteckt, viel Geld, mehr als die Grenzer normalerweise bekamen, aber er wollte es lieber nicht darauf ankommen lassen.

Worochinskij steuerte das Schneemobil in einer weiten Kurve nach links. Bald tauchte im Schneetreiben eine graue Linie auf, dann waren einzelne Büsche zu erkennen, kahles Gestrüpp und verkrüppelte Birken, die den Ufersaum bildeten. Das GPS-Gerät führte ihn direkt zu der Lücke in den Büschen, durch die er vor weniger als zwei Stunden auf den Fluss gefahren war. Zufrieden stellte er fest, dass seine Spuren am Ufer nicht mehr zu sehen waren. Er fuhr das Schneemobil den Pfad die Böschung hinauf bis zu der Stelle, wo er den Armeelastwagen abgestellt hatte. Weit genug von der Straße weg, damit er von dort nicht zu sehen war. Der Wind, der nun wieder stärker blies, hatte eine kleine Schneewehe vor dem Kühler aufgetürmt, aber das würde für das wintertaugliche Fahrzeug kein Problem darstellen.

Worochinskij ging einmal um den Lkw herum und öffnete die Ladeklappe, um das Schneemobil über eine kleine Rampe aufzuladen. Er hatte gerade den zweiten Riegel der Klappe zurückgeschlagen, als er hinter sich ein Geräusch bemerkte – ein leises Klicken, einmal, zwei-, drei-, viermal, kurz hintereinander, gerade laut genug, um im Pfeifen des Windes noch hörbar

zu sein. Worochinskij erstarrte. Ein heißer Schauer durchströmte seinen Körper und trotz der Kälte standen ihm augenblicklich Schweißtropfen auf der Stirn. Er wagte es nicht, sich zu bewegen, starrte nur auf die Ladeklappe dicht vor ihm, an der sein Atem als Reif gefror.

Dieses Geräusch würde er immer und überall erkennen. Es erinnerte ihn für alle Zeit an seine Jahre bei der Armee und an den Kaukasus. Niemals würde er dieses Klicken vergessen, bis an sein Lebensende nicht, und jetzt war es wohl tatsächlich soweit. Jetzt also war das Ende da und das heisere Bellen der Kalaschnikows würde das Letzte sein, das Aleksej Worochinskij in seinem Leben hörte. Und der blaue Lkw, die Ladeklappe, der eiserne Riegel und die verwaschene Plane würden das Letzte sein, das er sah.

„Umdrehen“, befahl eine Stimme. Aber Aleksej Worochinskij war nicht mehr im Stande, sich zu bewegen. Er starrte weiter zitternd vor Angst auf die Plane vor sich, bis ihn jemand packte und grob herumriss. Vier Männer standen vor ihm. Vier Männer in den schmutzig weißen Tarnanzügen der Armee, vier Männer, die ihre Gesichter mit weißen Masken gegen die Kälte geschützt hatten, und jeder von ihnen hatte ein Sturmgewehr im Anschlag. Hinter ihnen sah er einen fünften Mann in einem schwarzen Overall, auf dem Kopf eine Pelzmütze mit langen Ohrenklappen, offenbar ein Offizier. Statt einer Waffe hatte er ein Funkgerät in der Hand. Er hob es zum Mund und sagte knapp: „Wir haben ihn.“ Dann machte er fünf Schritte auf Worochinskij zu und schlug ihm das Funkgerät ins Gesicht. Aleksej Worochinskij stürzte zu Boden. Der Schnee vor ihm färbte sich rot.

Der Mann im schwarzen Overall packte Worochinskij am Kragen und zog ihn ein Stück aus dem Schnee.

„Ich stelle dir nur eine Frage. Wenn du weiterleben willst, beantwortest du sie: Wo habt ihr es hingebraht?“

Bis dahin hatte sich Aleksej Worochinskij noch an der vagen Hoffnung festgehalten, er wäre von einer Grenzpatrouille aufgegriffen worden. Ein unangenehmer Zwischenfall, denn natürlich durfte niemand ohne Sondererlaubnis der Kommandantur mit einem Schneemobil auf dem

Grenzfluss herumfahren, auch wenn professionelle Schmuggler in der Regel bessere und schnellere Wege von Russland in den Westen nutzten.

Trotzdem wäre es keine Katastrophe, von einer Grenzpatrouille aufgegriffen zu werden; das ließe sich aus der Welt schaffen, jedenfalls solange niemand wusste, wer er war und vor allem, warum er sich in dieser abgelegenen Ecke des Landes herumtrieb. Nun aber war klar, dass die Soldaten nicht zufällig hier waren, sondern dass sie es auf ihn abgesehen hatten. Dass sie ihn gesucht hatten. Dass sie vermutlich schon seit Tagen hinter ihm her waren, Dass sie nun erkennen mussten, dass sie um höchstens eine Stunde zu spät gekommen waren. Und dass sie ihm das vergelten würden.

„Ich weiß nichts, Herr General“, jammerte Worochinskij und hob beschwörend die Hände zum Himmel. „Ich bin unschuldig. Ich war beim Fischen. Unten am Fluss. Ich bin ein einfacher Fischer. Ich bin nicht der Mann, den Sie suchen, Herr General.“ Ein Fischer ohne Angelgerät, ohne Netz. Nicht einmal einen Eimer hatte er.

Der Offizier im schwarzen Overall ließ Worochinskij wieder los und sagte zu den Soldaten: „Schuh ausziehen.“

Zwei von ihnen warfen sich auf Worochinskij und drückten ihn in den Schnee; ein dritter riss einen Schuh und die Socke von seinem Fuß.

„Noch einmal: Wo ist das Zeug? Wohin habt ihr es gebracht?“

„Ich weiß nichts! Ich weiß nichts!“, schrie Worochinskij voller Panik. Er versuchte, sich von dem auf ihm knienden Soldaten loszumachen, aber mehr als ein hilfloses Zappeln kam nicht zustande.

Der Offizier zog ein Sturmfeuerzeug aus seinem Overall, ließ es aufschnappen und schützte die Flamme mit einer Hand gegen den Wind. Sobald sie stabil war, ließ er sie ganz langsam über die nackten Zehen streichen.

Worochinskij heulte auf. „Ich weiß nichts! Aufhören, aufhören, aufhören ... Ich sage alles!“ Der Mann im Overall achtete nur darauf, dass der Wind die Flamme nicht löschte. Worochinskij brüllte vor Schmerzen, versuchte mit

aller Kraft, sich zu befreien, aber die Soldaten drückten ihn nur noch tiefer in den Schnee.

„Also?“

Worochinskij stöhnte. „Vor etwa einer halben Stunde. Zwanzig Kilometer von hier. Kurz vor Kirkenes.“

„Du lügst“, sagte der Offizier und strich mit der Flamme langsam die Fußsohle entlang.

„Es ist wahr“, jammerte Worochinskij. „Ich schwöre es! Vor einer halben Stunde. Hören Sie auf, Herr General! Ich will doch alles sagen. Alles.“

„Wo ist der Finne?“ Der Wind blies die Flamme aus. Der Mann zündete das Feuerzeug aber nicht sofort wieder an. Er zog Worochinskij's Kopf an den Haaren aus dem Schnee.

„Er trifft sich mit einem Mann. In Kirkenes. Aber ich kenne diesen Mann nicht. Das ist wahr. Das ist wahr!“

„Ich glaube dir nicht.“

Schon das Schnappen des Feuerzeugs ließ Worochinskij aufschreien.

„Glauben Sie mir, es war so, wie ich es sage. Zwanzig Kilometer von hier ...

„Plötzlich hatte er ein Idee, die ihm in seiner verzweifelten Lage wie ein rettender Ausweg erschien. „Mein GPS-Gerät! Nehmen Sie es. Es beweist, dass ich die Wahrheit sage. Es führt Sie an die Stelle, wo ich den Finnen abgesetzt habe.“

„Wohin wollte euer Kunde mit der Ware?“

„Das weiß ich nicht. Ich habe Ihnen alles gesagt, Herr Oberst, Herr General, alles, hören Sie auf!“

„Zum letzten Mal: Wo wollte er hin?“

„Ich weiß es nicht ... Hören Sie auf, bitte, hören Sie auf!“

Worochinskij wusste, dass er es unter keinen Umständen sagen durfte. Man würde es früher oder später erfahren, und man würde ihn liquidieren, ohne viele Umstände zu machen. Einen Verräter. Es war Krieg, für sie war es Krieg, sie würden keine Rücksichten nehmen. Schon gar nicht auf einen wie

ihn. Sie würden ihn umbringen, die Frage war nur wie. Es war jedenfalls besser, sich nicht zu erinnern. Aber der Schmerz war übermächtig.

„Auf das Schiff!“, schrie er.

„Welches Schiff?“

„Die Hurtigrute! Das Schiff nach Bergen!“ Der Wind blies das Feuerzeug wieder aus.

„Das Postschiff? Wie weit fährt er?“

„Ich weiß es nicht. Sie wollen sich unterwegs treffen.“

„Wie weit?“

„Ich weiß es nicht!“

„Ist der Finne an Bord?“

„Nein, er soll in Kirkenes bleiben.“

„Wer ist der andere?“

„Ich kenne ihn nicht. Habe ich nie gesehen.“

„Wer?“ Der Mann im Overall ließ sein Feuerzeug wieder aufschnappen.

„Ich kenne ihn nicht ... nein, hören Sie auf!“

„Der Name!“

„Ich kenne ihn nicht. Ein Deutscher. Ich weiß nur, dass es ein Deutscher ist. Mehr weiß ich nicht von ihm ... Ich schwöre es, Herr General. Ich schwöre es.“ Stöhnend vergrub Worochinskij sein Gesicht im Schnee.

Sekundenlang hörte er nur die Plane seines Lkws, die im Wind gegen die Ladeklappe schlug. Sie hatten offenbar eingesehen, dass er nicht mehr wusste, als er gesagt hatte. Es war ihnen zu wenig gewesen.

Er wartete auf den Schuss.

Der Mann im Overall zog sein Funkgerät aus der Brusttasche. Er gab einen kurzen Lagebericht durch. „Ich versuche selbst, auf das Schiff zu kommen“, sagte er. „Mit dem Schneemobil könnte ich es noch schaffen ... Ja, ich euch auch.“ Er schaltete das Funkgerät ab und wandte sich an einen der Soldaten: „Holen Sie meine Sachen, schnell.“

Wenig später saß er auf dem Schneemobil und stellte das GPS-Gerät ein. Ein Soldat zeigte auf Worochinskij und fragte: „Was sollen wir mit ihm machen, Herr Major?“

„Ihr könnt ihn hier liegen lassen.“

Worochinskij schrie auf: „Ihr könnt mich nicht hierlassen! Ich erfriere! Hier gibt es Wölfe!“

Krilenko hörte ihn nicht mehr. Er lenkte das Schneemobil durch den Birkenwald hinunter ins Flussbett, und schon nach wenigen Sekunden war er im Schneetreiben verschwunden. Die Soldaten packten Worochinskij unter den Armen und schleifen ihn zu einem Kettenfahrzeug, das hundert Meter weiter auf der Straße stand.